

eigenen Sehgewohnheiten und Interpretationen herausfordern. Sie sind Gegenstände außerhalb der Beteiligten und können gleichzeitig intellektuelle wie emotionale Ebenen in den gemeinsamen Lernprozess einbringen. Durch Filme kann jeder (Projektions-)Ort zu einem Lernort werden, an dem das Lernen en passant geschieht und Raum für die Reflexion eröffnet wird. So werden Bildungsprozesse initiiert, die sich auf Fremdes einlassen, ohne es als das Andere zu identifizieren und ohne es als Variante des Eigenen zu vereinnahmen.

**Bahar in Wonderland
(Behrooz Karamizade, D 2013, 17 min)**

Die „Flucht ins Ungewisse“ (so der deutsche Titel) beginnt im dunkeln Wald, erst ganz allmählich wird für uns sichtbar, was geschieht, und um Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit geht es auch in den ganzen nachfolgenden Einstellungen. Erzählt wird uns kein Märchen – es war einmal in einem finsternen Wald –, aber die Märchenmotive sind darin versammelt, das Wunderland, das Wunder, das Verschwinden-Können, das plötzliche Wiederauftauchen des Geliebten, des Gesuchten.

Wir beobachten aus der Perspektive eines kleinen Mädchens ganz genau, was der Mann da macht: Mühsam schabt er sich mithilfe eines bisschen Wassers und eines nicht sehr scharfen Messers den Bart ab, die Haare verschwinden, der Turban verschwindet, ebenso die alten Kleider. Alles wird verscharrt im Wald, mit den Kleidern und Haaren verschwindet die alte Identität – bzw. sie wird lediglich unsichtbar gemacht. Das Mädchen muss sich nicht verwandeln, doch es trägt ja bereits einen etwas zu großen Pullover mit zwei großen Schmetterlingen darauf – das Tier, das eine der extremsten Identitätswechsel in der Tierwelt durchmacht und seinem Sargdasein in der Puppe am Ende mit Flügeln entkommt.

Aliens & Alices: Fremd sein – fremd werden in der Welt

Bemerkungen zu Kurzfilmen über „Fremdheit-Entfremdung“

Inge Kirsner

Filme können (an der Schule und anderswo) die Wahrnehmung für Fremdheit schärfen und die Auseinandersetzung mit den

Doch zunächst einmal beginnt die Reise der beiden, Vater und Tochter, eine Nachtfahrt im Zug, durch eine Öffnung dringt immer wieder das Licht, und der Rhythmus des Weg-Da Weg-Da inspiriert das Mädchen zu einem Versuch: Wenn sie die Augen schließt, ist sie weg, sie verschwindet genauso für die anderen, wie vor ihren Augen die Welt verschwindet. Diese tröstliche Einsicht teilt sie ihrem Vater mit: Es gibt immer einen Ausweg, man muss nur lange genug die Augen schließen; öffnet man sie dann wieder, ist man dort, wo man hinwollte (oder sieht den Menschen, den man sich herbeigewünscht hat).

In dieser kurzen Sequenz ist das Prinzip des Kinos zusammengefasst, wie es sich in „Bahar“ verdichtet, diesem vielschichtigen Kurzfilm des iranischen Regisseurs Karamizade über die Flucht eines kurdischen Syrers mit seiner Tochter nach Deutschland. Natürlich schließen wir im Kino die Augen nicht, sondern öffnen sie: ein Zustand jedoch, der mit dem Filmtitel „Eyes Wide Shut“ (Stanley Kubrick, USA 1999) bestens beschrieben ist. Wir öffnen die Augen, um zu träumen, so schrieb der Filmtheoretiker Siegfried Kracauer in der Frühzeit des Kinofilms, das Filmesehen gleicht in der Rezeption jenem bewegten Schlaf, der einen zweifeln lässt, welches eigentlich das ‚reale Leben‘ ist.

Filmesehen ist wie träumen, nur dass wir die Bilder, die Träume (und Alpträume) anderer wahrnehmen. Das Kino macht sich die Tatsache zunutze, dass wir uns besser auf etwas einlassen können, wenn es die Möglichkeit zur Distanz gibt. Wir können uns entscheiden, ob und wie weit wir uns auf die Bilder, die Erzählung einlassen (so glauben wir wenigstens). Das Kino als Ort gemeinsamer Anonymität erlaubt uns, wie in einem Spiegel ein dunkles Bild zu sehen, im Schutz der Dunkelheit auf Reisen zu gehen und unbeschadet zurückzukehren, das Gesehene wechselseitig zu erhelten oder aber lieber im Dunkeln zurück-

zulassen. Im Kino schließen wir die Augen und wenn wir sie wieder öffnen, sind wir an einem anderen Ort der Welt und unseres Selbst gewesen. Lassen wir die Bilder wirken, so hat sich die Welt für uns tatsächlich verwandelt, wir sehen sie unter einem neuen Blickwinkel oder wir sehen das Vertraute klarer.

Das Mädchen, das etwas zu lang in den Spiegel der Toilette schaut (damit nachahmt, was sie zuvor bei einer Mutter mit ihrer Tochter beobachtet hat), verliert den Vater, er verschwindet (zwar unfreiwillig, aber der Fakt ist derselbe).

Sie muss nun die Augen offenhalten und ihn suchen, träumt vom Versteckspiel mit dem Vater im Wald, als das Weg-Da noch Spaß gemacht hat. Nun wird es ernst, sie hat Hunger und es wird Nacht. Fast findet sie jemanden, der sich um sie kümmert, eine Frau, die sie zunächst für eine Landsmännin hält – als diese die Perücke abnimmt, sieht das Mädchen wieder (nur) die Fremde, eine dieser blonden Deutschen, deren Sprache sie nicht spricht.

Sie flüchtet, läuft der Polizei in die Arme und schließt dann so lange die Augen, bis der Vater sie anschaut. Ihr letzter Blick auf ihn, der nun seinerseits die Augen schließt auf ihre Bitte hin, bleibt offen für uns: erkennt sie, dass der Vater ja immer noch da ist, während er sich wegimaginiert, also nicht für sie, nur ‚für sich selbst‘ verschwindet?

„Ich mach die Augen zu und bin an einem anderen Ort ...“ Der Traum des Mädchens ist der Traum des Kinos. Fremde Menschen, fremde Orte werden uns vertraut, wir lernen uns selbst neu oder anders kennen. Filmesehen ist wie Reisen, nur ist die Interaktion eine andere. Wir identifizieren uns mit der Person, die wir auf der Leinwand kennenlernen, deren Gefühle wir zu ergründen suchen, deren Sprache wir versuchen zu verstehen. Das Fremde wird vertraut, das Vertraute vielleicht fragwürdig oder im Gegenzug sogar fremd.

AlieNation (Laura Lehmus, D 2015, 6 min)

Mit diesem Fremdsein-Vertrautsein spielt auf ganz andere Weise „Alienation“, die Dokumentation der finnischen Regisseurin Laura Lehmus.

Man wird sich selbst fremd in der Pubertät, genauso wie die Kinder den Eltern fremd werden (und umgekehrt). Die mehr oder weniger zauberhaften kleinen Wesen werden zu Aliens – sich selbst und den anderen fremd geworden. Erst ist man der Kleine – und dann ist man der Große! sagt am Ende dieses federleicht-witzigen Filmchens ein besonders herzergreifendes Mini-Alien. Der Reiz besteht darin, dass die ganz unterschiedlichen Irdisch-Außerirdischen so normal sprechen (der Film basiert auf O-Ton-Interviews mit 12–16-Jährigen), und durch die Verfremdung hört man noch einmal und viel genauer hin. Die Zeichnerin hat dabei für jeden Typus einen eigenen Zeichenstil entwickelt, es reicht vom Zeichentrick bis zur Animation in allen Facetten. Erkennbar bei allen Verfremdungen sind jedoch die Details, die Jugendlichen u. U. zu schaffen machen, Brille, Zahnklammer oder auch die Dinge, mit denen sie sich zu schaffen machen: Haare und Pickel. Die zeitweilige Unverhältnismäßigkeit der Extremitäten kommt auf besonders groteske Weise zur Geltung. Hinter einer solchen Maske können sich die jungen Menschen verstecken und gleichzeitig ganz bei sich sein: sie müssen sich nicht verstellen, müssen nicht cool oder besonders herausfordernd sein. Deshalb klingt das, was sie sagen, so überzeugend: sie sagen, was sie denken, wie sie denken, worüber sie nachdenken. Voll normal.

Erschreckend, wie in diesem Spiegel der Wahrnehmung die Gegenüber sich selbst fremd werden, diese Wesen aus dem letzten, nein, dem vorletzten Jahrhundert, die einem im Grunde nichts verbieten können, weil sie es nicht blicken mit der Tech-

nik; die die Aufklärung völlig der Schule oder den Medien überlassen, die Schimpfwörter voll persönlich nehmen und sich einbilden, über Beziehungen mit ihnen reden zu können. Sie sind weder Autoritäten noch Kumpel, sondern irgendwas dazwischen, das man nicht sortiert bekommt in einer Welt, die so kompliziert ist, dass man manchmal einfach nur die Augen schließen möchte.

Nach der Wahrnehmung des Blicks des Mädchens Bahar, jener Alice im Wunderland, der wir tatsächlich ein Wunder wünschen, haben wir nun etwas in das Denken der Aliens geblickt, die unsere Kinder und Schüler sind. Und werfen mit dem Kurzfilm „O.P.A.“ nun einen Blick in die Zukunft (von der wir uns nicht wünschen, dass es die unsere sein wird).

O.P.A. (Marius Fietzeck, Martin Lapp, D 2011, 8 min)

O.P.A. heißt nicht etwa Opa, sondern „Organized Personal Assistant“.

Wir erleben mit, wie dieser „Organized Personal Assistant“ – ein Roboter, eigentlich als Haushaltshilfe gedacht – immer mehr Funktionen im Haushalt eines alten Menschen übernimmt und schließlich auch die Kontrolle über die Gesundheit seines Klienten. Was zunächst wie eine Erleichterung der alltäglichen Aufgaben erscheint, wird durch die ständigen Uploads der Maschine zur Bedrohung. Alles Analoge (Bücher, Kaminfeuer) wird digitalisiert und schließlich wird der Mensch – das letzte analoge ‚Ding‘ – selbst zum Opfer der letztlich von ihm initialisierten „schönen neuen Welt“. Die Einverleibung des Menschen durch den Computer – im Film ganz wörtlich gezeigt – ist die letzte Konsequenz der Cyborgisierung der Welt. „Cyborg“ (cybernetic organism) bezeichnet ein Mischwesen aus lebendigem Organismus und Maschine; bezeichnet werden da-

mit Menschen, deren Körper dauerhaft durch künstliche Bauteile ergänzt werden, d. h. das Eigene wird mit Fremden gemischt, letzteres wird so angeeignet, dass eine Einverleibung geschieht. Hier im Film ist es umgekehrt.

Am Ende siegt das Fremde. Aber dieses ist im Grunde ja nur der perfektionierte Mensch, dem alles „Menschelnde“ weggezüchtet wurde.

Das ist durchaus keine feindliche Übernahme: Der Gebrauch der Maschinen, die einen schließlich übernehmen, ist durchaus freiwillig.

Ausblick

Teilungen und damit einhergehende Befremdungen und Fremdheitserfahrungen können durch die eigene Gesellschaft wie auch durch das eigene Selbst gehen. In einer säkularisierten Gesellschaft ist Religion und Religiosität selbst zu etwas Fremden geworden. Dabei enthält gerade auch die christliche Religion in ihrer biblischen Grundlage Geschichten und Gedanken zum Fremdsein in der Welt, von Abraham bis Jesus.

Wie in „Bahar“, wo das Mädchen in ihrer Zufluchtswelt einen Ort findet, der ihr die Gegenwart erträglich macht, tritt auch die Religion mit ihren Bildern und Geschichten als eine Dimension auf, dessen Parallelwelt sich mit dem Alltagsgeschehen verknüpft, dieses sowohl lebbar als auch veränderbar macht.

Die Mehrdimensionalität des Lebens spiegelt sich in der Vieldimensionalität biblischer und anderer Texte und Medien. Das Fremde wird zu einer weiteren Dimension, die, wie Filme, wie Religion, das Eigene bereichern, das einem immer wieder fremd werden kann.

Dr. Inge Kirsner,
Ev. Hochschulpfarramt Ludwigsburg,
E-Mail: Hochschulpfarramt.Ludwigsburg@elkw.de